

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es kann doch nur ein Herzschlag gewesen sein,“ sagte der Arzt. Aber er schüttelte dabei den Kopf. „Ich verstehe das nicht — keiner von uns hatte ein gesünderes Herz.“

Da trat der Barbier Besche vor und beugte sich dicht über das Gesicht des Toten. Er strich langsam das Haar von der bleichen rechten Schläfe zurück.

„Herr Doktor — was ist das?“

Unter dem Haar sah man eine bläuliche Schwellung. Die Finger des Arztes tasteten darauf und fühlten, daß das Gefüge des Schläfenbeines zersplittert war.

„Im Sturz auf einen Stein geschlagen?“

„Herr Doktor, da ist nur weicher Sand. Wir haben alles abgesehen. Das kann nicht sein.“

„Aber das ist ganz unverständlich. Dann kann das nur von einem harten, fremden Schlag herrühren.“

Er untersuchte die Stelle noch einmal genau.

„Zweifellos — unser Wölflin — er ist erschlagen!“

Alle drängten sich heran, sprachen hin und her. Es war kein Zweifel. Friedrich Wölflin war keines natürlichen Todes gestorben.

Was war geschehen? — Sie sahen sich fragend an.

Ein Stein? — Hatte jemand einen Stein geschleudert? — Oder was sonst?

Aber die beiden Frühlharbeiter, die Wölflin auf dem Dammpfad beobachtet hatten, erklärten übereinstimmend, keine Menschenseele außer ihnen sei zu jener Zeit in der Gegend gewesen.

In dem ratlosen Schweigen, das darauf folgte, fand Besche das erste Wort.

„Es sollen ein paar mit mir gehen. Wir wollen noch einmal alles genau absuchen. Kommt!“

Mit mehreren Männern lief er davon. Durch das Dorf rannte das Gerücht:

„Es hat jemand unsern Lehrer erschlagen.“

3. Kapitel.

Vor dem Bahnhof von Oberwiesenthal, der weit draußen vor dem Dorf am Walbe lag, standen bei dem Vorsteher der Schulze Reuscher und zwei Dorfsälteste von Niederwiesenthal und erwarteten den Breslauer Zug, der den jungen Wölflin bringen sollte.

„Mir hängt die Zunge wie Blei. Ich glaub', ich bring' kein Wort heraus. Armes Kerlchen!“

Jeder dachte bei sich dasselbe und schwieg, die Augen in der Einfahrttrichtung. Durch die sonnige Luft gellte ein Pfiff. Hinter der Waldecke ging Rauch hoch. In den Schienen sang es an zu leben.

„Wo — weil es sein muß!“ hustete Reuscher und preßte die Lippen hart aufeinander.

Dröhnend und zischend fuhr der Zug ein. Aus einem Wagenfenster wurde schon von weitem ein grünes Hütchen mit einem Strauß daran lustig geschwenkt. Der alte Reuscher faßte seinen Stock fester und trat vor.

„Surra Heimat! Grüß' Gott, Wiesenthal!“

Mit einem leichten Satz sprang Erich Wölflin aus dem Wagen, helle Heimatfreude in dem frischen Gesicht. Aus den blauen Augen sprühte es von bewußtem Glück und stillem Stolz. Lachend, daß die weißen Zähne blühten, in den Händen das leichte Gepäck, eilte er auf die alten Bekannten zu.

„Grüß' Gott! — Und Vater?“

Er schüttelte den Männern seines Dorfes fröhlich die Hand.

„Was denn? — Wo ist Vater?“

Der alte Reuscher trat an ihn heran, stellte das Gepäck auf den Boden und faßte den jungen Mann an beiden Händen.

„Mein lieber Jung — wir kommen mit einer schweren Nachricht, weiß Gott. Sei stark, mein Jungchen. Dein lieber Vater — dein Vater —“

Ein Schluchzen drohte seine Stimme zu ersticken.

Da bäumte sich Erich Wölflin heftig auf. Er las in den Augen der Männer und zitterte.

„Vater — Vater — ist —“

„Dein lieber Vater ist nicht mehr, Erich. Heute früh — ein Herzschlag. — Komm, Jungchen, faß mich fest an, so — ganz fest. Unser Kantor ist hin. Ja, ihr seid Wasen geworden, das Voltchen und du. Sei stark, mein Sohn. Wie der Himmel will.“

Er streichelte ihn mit der harten Rechten sanft über das dicke braune Haar.

Erichs entsetzter Blick bohrte sich in das düstere Auge des Schulzen und irte wie eine Bestätigung oder Verneinung suchend zu den andern. Die Brust hob sich schwer und sein Atem pfiff. Mit eiserner Gewalt hielt er die Tränen zurück, die ihm vor dem Gehirn wie eine feurige Blut brannten. Dann ging sein Blick in die blaue sonnige Ferne, die in mildem Frieden herüberlächelte, und blieb in den blauen Konturen der Wälder hängen. Er wußte nichts von der strahlenden Frühlingswelt. Um sich her türmte sich ein dunkler finsterner Wall. Graue gespenstische Nebel schoben sich davor, und das matte Bild des lieben, gütigen Vateranklages winkte herüber.

Die Männer standen schweigend vor ihm und kämpften mit der Last auf ihrem Herzen.

„Faß dich, mein lieber Jung! Komm nach Hause!“

„Nach Hause? — Was? — Wo?“

Der junge Mann war wie geistesabwesend. Sie sahen, daß den schlanken Körper ein Krampf schüttelte. Große Schweißtropfen perlten auf der hohen weißen Stirn. Das Auge nahm einen starren Ausdruck an.

Sie führten ihn in den Wartesaal auf einen Stuhl. Zitternd barg Erich Wölflin das Gesicht in den Händen und

Schludzte leise in sich hinein. In das Chaos seiner Gedanken kam allmählich Ordnung. Dann richtete er den Kopf hoch und stand hastig auf. Seinen Schmerz bezwingend, gab er den alten Freunden die Hand.

„Ich danke euch für den schweren, schweren Gang, den ihr um mich getan habt. Jetzt bin ich still. Kommt — nach Hause.“

Der Wagen fuhr langsam in das Tal hinab, über die uralte Holzbrücke bei der Papiermühle durch die grünenden Biberweiden dem weißen Kirchdamm zu, das freundlich und vertraut herüber grüßte. Sie erzählten von dem Unglück, das sie mußten, und schüttelten die Köpfe über dem Rätsel.

An der Friedenseiche stand das halbe Dorf. Der Großbauer vom Weidenhof, ein Pate Erichs, trat an den Wagen.

„Im Namen unseres Dorfes heißen wir dich trauernd willkommen, mein lieber Erich. Wir haben den besten Mann der Gemeinde verloren und du deinen treuesten Freund. Was soll da ein schwaches Trostwort? Sei in dir selber stark, denn dort in deinem Hause sitzen zwei, die auf dich als ihre einzige Stütze warten. Wo wir nur können, werden wir dir tragen helfen. Faß dir ein Herz, mein armer Junge!“

Erich Wöllflin nickte ihm voll Bitterkeit zu. Stumm ging er mit den Freunden seines Vaters dem Schulhause entgegen. Immer schwerer wurden seine Schritte, als lähmte ihm etwas die Füße. Es überkam ihn fast eine Furcht, die Schnellke zu betreten, hinter der er geboren war und wo ihn das Grausamste erwartete.

Rechts und links geführt, trat er ein. Mit einem schmerzvollen Aufschrei umklammerte ihn die Schwester und Tante Maschen, und wie von einem vernichtenden Schläge getroffen, sanken die drei vor der Bahre Friedrich Wöllflins zusammen, auf dessen lächelndem Gesicht die Strahlen der Mittagssonne zitternd spielten.

4. Kapitel.

Kommerzienrat Döderlein saß in seinem Bureau vor den Morgenblättern. Da blieben seine Blicke im Provinzteil an der Spizmarke „Niederwiesenthal“ hängen. Er hatte Aktien der Wiesenthaler Papiermühle.

„Niederwiesenthal, 31. März. Geheimnisvoller Unglücksfall. Sonntag früh bald nach 8 Uhr fanden Arbeiter am Bahndamm vor der Biberbrücke den Lehrer und Kantor Wöllflin leblos auf. Durch die ärztliche Untersuchung wurde festgestellt, daß Wöllflin nicht eines natürlichen Todes gestorben sein kann. Durch einen Schlag, offenbar von einem harten Gegenstand herrührend, war das rechte Schläfenbein gebrochen. Die Arbeiter, die in der Nähe beschäftigt waren und den Verunglückten stürzen sahen, bezeugen aber, daß kein anderer Mensch zu sehen war. Sie waren durch einen Schrei in dem Augenblick, als der Berliner Schnellzug vorüberfuhr, auf den Verunglückten aufmerksam geworden.“

Hier hielt Döderlein inne und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Mit zusammengezogenen Augenbrauen klingelte er nach dem Diener.

„Bringen Sie mir das Kursbuch!“

Er blätterte.

„Nach acht Uhr? — Sagen, acht Uhr — kein Zweifel!“

— Ich lasse Herrn Berger bitten.“

Der Prokurist Berger trat ein.

„Ich lese hier eben eine merkwürdige Notiz?“ Er reichte ihm das Blatt. Berger las und sah Döderlein fragend an.

„Doch ein höchst sonderbarer Fall? Das war vorgestern. Genau mit dem Schnellzug kam ich von Berlin. Bald nach acht Uhr passierten wir die Biberbrücke. Ich sah noch hinüber zur Wiesenthaler Papiermühle. In dem Abteil saß ich allein mit einem Herrn, der seine Zeitungen las. Er hatte eine kleine Rotweinflasche, eine sogenannte halbe, und goß sich gerade auf der Brücke den Rest in ein Glas. Dann warf er die Flasche — sie hatte ein weißes Etikett, schwarz und rot bedruckt — zum Fenster hinaus. Mir fiel diese Unachtsamkeit sofort auf. Da draußen konnte ja ein Streckenwärter stehen, wie man das öfters sieht, und getroffen werden. Trotzdem wir bis dahin kaum ein Wort miteinander gesprochen hatten, konnte ich mich einer kleinen Bemerkung nicht enthalten. Mein Gegenüber entschuldigte sich kurz. „Man will doch den unnützen Ballast los sein. Ich mache das immer so.“ Damit war die Sache erledigt. Ich stieg hier aus, der Herr fuhr weiter. Nun — was sagen Sie dazu?“

„Sie meinen, Herr Kommerzienrat, daß der Wurf und der Unglücksfall zusammenhängen können?“

Döderlein war erregt aufgestanden.

„Ganz selbstverständlich! Für mich besteht da nicht der geringste Zweifel. Was macht man da?“

„Das wäre ja ein furchtbarer Zufall. hm —“

Nach einer kurzen Pause fuhr der Prokurist fort:

„Da bleibt doch wohl nur eins übrig, den Vorfall dem Gericht anzuzeigen. Es kann ja wer weiß was damit zusammenhängen. Ich meine, Sie müssen das anzeigen, Herr Kommerzienrat, trotz der unvermeidlichen Scherereien, die für Sie daraus entstehen werden.“ Döderlein nickte.

„Das ist selbstverständliche Menschenpflicht. Da gibt es eigentlich also gar nichts mehr zu reden. Bitte, setzen Sie sich gleich hin und besorgen Sie mir das. Sie sind ja orientiert. Niederwiesenthal gehört zum Amtsgericht Sprottau. Schreiben Sie direkt dorthin. Das Weitere müssen wir abwarten.“

„Wäre es nicht angebracht, eine kurze Personalbeschreibung des Herrn mitzugeben? Sie wissen natürlich nicht, wer der Mitreisende war?“

„Keine Ahnung! Offenbar ein Herr aus ganz exklusiven Kreisen, seiner Lektüre und dem Habitus nach zu urteilen. Vielleicht oberösterreichischer Grubenherr oder Rittergutsbesitzer. Aber das ist ja vorläufig alles Nebensache. Doch halt — man vergißt so rasend schnell. Notieren Sie, bitte, für alle Fälle, was ich momentan noch in Erinnerung habe. Also, etwa mein Alter, fünfzig bis sechzig, leicht grau, krüchles, sonnenverbranntes Gesicht, langer, vornehm geschnittener Bart, etwas meliert. Kopf hochgebaut, schmal, längliches Gesicht, Scheitel an der Seite, welche, weiß ich nicht, dunkelblauer Anzug, gleiche Krawatte mit großer Brillantnadel. Wie gesagt, feudale Erscheinung. So legen Sie die Notiz für alle Fälle beiseite. Man wird mich ja wohl vernehmen. Also besorgen Sie das sofort!“

Die Befundungen des Kommerzienrats Döderlein riefen, als sie in Niederwiesenthal bekannt wurden, die größte Aufregung hervor. Daniel Besche, der an dem Unglücksstage den Bahndamm ergebnislos abgesehen hatte, sammelte sofort eine Schar Kinder und machte sich noch einmal auf den Weg. Jeder Grassbüschel an der Böschung, jedes Distelkraut, jeder Ginsterstrauch wurde durchgesehen. Eifrige Hände durchwühlten das Grabenwasser. Da zog ein Knabe aus dem Schlamm eine braune Flasche hervor; der Siegellack am Flaschenkopf deutete den einstigen Inhalt an. Besche durchstöberte den Graben weiter talwärts. Etwa hundert Meter weggeschwemmt fand er im Ufergras ein Weinetikett mit schwarzen und roten Zeilen.

Die Vermutung des Kommerzienrats bestätigte sich in vollem Umfange. Ein unseliger Wurf aus dem Schnellzuge hatte einen stillen Sonntagswanderer das Leben gekostet.

Auf Erich Wöllflin, der sich die Tage hindurch mühsam hochgehalten hatte, wirkte die Nachricht niederschmetternd. Die furchtbare Affäre, die er mit dem Sarge seines Vaters schon begraben hatte, lebte von neuem auf. Mit aller Energie suchte er die namenlose Aufregung, die ihn ergriffen hatte, vor den Seinen zu verbergen. Er war jetzt ihr einziger Halt. Seine Zukunft lag zertrümmert vor ihm, seine Lieben der Not preisgegeben. So sehr er sich dagegen wehrte: ein unnenntbarer Haß gegen die unselige Hand, die ihm das Liebste zerschmettert, stieg in ihm auf und nahm von seinem ganzen Sinnen Besitz. Wie in einem schwarzen Taumel eilte er zur Bahn, um dem Kommerzienrat Döderlein persönlich für seinen Schritt zu danken.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz.

Fremdenleben. — Dritte Mobilisationsanleihe. — Druck auf die Neutralität. — Französische Maßnahmen. — Der 1. Aug. 1915.

Zürich, Ende Juli.

Die Schweiz strahlt jetzt in ihrem schönsten Sommerglanze. In den dunklen Seen der Nord-, Ost- und Westalpen spiegeln sich die grünbewaldeten Berge. Ueber die gewaltigen Schneeberge der inneren Landesteile und durch die einladenden Fremdenorte, die die Natur selbst zwischen diesen Riesenhügeln eingebettet zu haben scheint, zieht diesen Sommer nicht das laute und vielprächtige Leben früherer Jahre; aus den Fremdenströmen, die sonst jahraus, jahrein die Stille beleben und während der Sommermonate die Bunttheit internationaler Lebensformen in die einsamen Bergorte tragen, ist ein langsam rieselndes Bächlein geworden, das da und dort ganz schweigt, manchmal wieder etwas

lustiger springt. Dieser Krieg bedeutet für manche Orte, die sich im Laufe der Jahrzehnte ganz auf den Fremdenverkehr eingerichtet hatten, eine bange Zeit; so und so viele haben jede mit der Fremdenindustrie nicht in Verbindung stehende Erwerbstätigkeit von sich gewiesen und sehen nun schon den zweiten Sommer die große Reihe leerer Gasthäuser, unbesuchter Speiselokale, geschlossener Luxusgeschäfte usw. Das ist für diejenigen, die im Wirtschaftsleben an den ewigen Frieden glaubten, eine bittere Enttäuschung und eine sehr nachteilige Strafe für die irrige Meinung, daß internationale Zwistigkeiten die innere Entwicklung der Schweiz völlig unangefastet lassen würden. Die Landesregierung suchte für alle Richtungen und auf allen Wegen die Mittel, einem allgemeinen Ruin vorzubeugen; aber wenn es auch gelingt, wenigstens alle auf den Weinen zu erhalten, so vermag man doch nicht das Selbstverständliche abzuwenden; daß nämlich alle Kreise des ausgedehnten Wirtschaftslebens in empfindlicher Weise betroffen wurden und es jahrzehntelanger angestrengter Arbeit bedürfen wird, um die Lücken auszufüllen und die Schäden, die allen, vom Großindustriellen bis hinab zum einfachsten Bürger, der auf den Lebensmittelaufschlag angewiesen ist, widerfahren, gutzumachen. Inzwischen geben die bestehenden Verhältnisse den Behörden und der Bevölkerung der Schweiz wertvolle Fingerzeige, auch für die Zukunft; der Umkehrung aller Dinge hat Maßnahmen und die Schaffung von Organisationen hervorgerufen, die, nachdem sie sich immer mehr und mehr bewähren, auch in die spätere, hoffentlich bald kommende Friedenszeit hinübergenommen werden sollen.

Wenn nun trotz aller erschwerten Umstände, wie Kriegsteuerlasten, Einnahmeausfälle usw., die neue, dritte Mobilisationsanleihe ein so außerordentlich günstiges Ergebnis zeitigte, so ist das ein Beweis für die im Grunde gute und gesunde Finanzlage der Landes einerseits, und für das allen gegenüber lebendige Pflichtbewußtsein des Staates andererseits. Diese erfreuliche Tatsache läßt sich am besten mit den Worten der „Bürcher Post“ kennzeichnen: „Eine Anleihe von hundert Millionen Franken, als dritte innerhalb verhältnismäßig kurzer Frist, in einer Zeit, da die wirtschaftliche Sorge durch das Land geht und in tausenden von Familien Einkehr hält, stellt einen Prüffstein auf die nationale Opferwilligkeit, auf das Vertrauen des Volkes in den Staat und auf die wirtschaftliche Kraft des Volkes dar. Wir sehen eben bei unserem südlichen Nachbarstaate, wie bitter es sein muß, wenn diese Prüfung nur dürftig und mühsam bestanden wird, wie sehr, nach außen wie nach innen, das Verlagen des Volkes, wenn der Staat nur finanzielle Hilfe nachsucht, das Ansehen dieses Staates und sein Gewicht bei Freund und Feind zu beeinträchtigen geeignet ist. An der Größe unseres Landes und seiner wirtschaftlichen Kraft gemessen, ist das, was es seit dem Beginn des europäischen Krieges dem Staate zur Verfügung stellte, ansehnlich; und daß diese Gesamtsumme der drei Anleihen von zusammen hundert- undachtzig Millionen Franken rasch und ohne starken Zwang gegeben wurde, darf die Genugtuung erhöhen!“ Diese Genugtuung wird von der Presse, der Behörde und dem Volke geteilt, und es ist ja auch, abgesehen von dem mit dem Anleihezeichnen verbundenen finanziellen Vorteil des Zeichners, eine erfreuliche und zugleich überraschende Tatsache, daß diese dritte Anleihe, eine Hundert-Millionen-Anleihe, um mehr als neunzig Millionen überzeichnet wurde. Wenn nun das schon vorhin erwähnte Blatt, das in Zürichs Leserkreisen tapfer für ein richtiges Verständnis Deutschlands eintritt, dem Anleihergebnis auch eine auherpolitische Bedeutung zuschreibt, so meint es damit, daß die Schweiz damit bewiesen habe, daß ihre Selbständigkeit auch in finanziellen Dingen nicht zu verachten sei; es läßt sich nicht abstreiten, daß diese Beweisführung gerade im gegenwärtigen Momente sehr von Nutzen sein dürfte. In wirtschaftlicher Hinsicht sind an die Neutralität der Schweiz in der letzten Zeit gar manche Zumutungen gestellt worden, Zumutungen, die man in der glücklichen Friedenszeit nicht einmal als akademische Frage hätte in die Diskussion werfen dürfen. Die Zensur der überseeischen, für die Schweiz bestimmten Briefe stellt schon ein Kapitel unerhörtesten Vorgehens dar; den Gipfelpunkt aber bedeutet die Forderung, einer fremden Macht die Kontrolle der Einfuhr und Ausfuhr zu überlassen, eine Forderung, die die Drohung der Absperrung in sich schließt, für den Fall, daß man sich nicht dafür entscheiden sollte. Welchem Staate diese Regierung vorsteht, ist fast überflüssig zu sagen; es wird ihr von keinem neutralen Lande vergessen werden, wie sie die Völkerrechte und die anerkannten Gebote gegenüber der Neutralität mit Füßen getreten hat. Auch in Frankreich haben sich in letzter Zeit, wie schon gemeldet, naive aber sehr bekümmende Presseäußerungen bemerkbar gemacht, die auf die wirtschaftliche Absperrung der Schweiz hinarbeiteten und nicht müde wurden, zu behaupten, die Schweiz verproviantiere die Zentralmächte, und noch dazu gerade mit Lebensmitteln und Rohprodukten, deren Verbeisaffung für das eigene Land gegenwärtig eine der Hauptrollen unserer Regierung ist. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß sich auch kluge Stimmen äußern, die es als bedenklich bezeichnen, die Freundschaft der Schweiz zu verzerren und dem seit Jahrhunderten reichen und weitreichenden Handelsverkehr mit der Schweiz durch ein derartiges Vorgehen eine vielleicht nicht wieder gut zu machende Unterbrechung zu bereiten. Die Regierung scheint dieselbe Meinung zu vertreten und sucht anscheinend dem Grenzverkehr zwischen

der Eidgenossenschaft und Frankreich möglichst wenig Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Allerdings hat sich nun etwas anderes eingestellt, was der Presse zu Bedenken, der Regierung zu Verhandlungen, den betroffenen Volksteilen aber zu Protesten Gelegenheit gibt. Dieser Punkt ist nicht eine Folge des gegen Deutschland entworfenen Aushungerungsplanes, sondern eine der vielen Erscheinungen, die die Spionensucht im freien Frankreich gesezt hat. Es wird unermuteter Weise seit einigen Wochen zur Ausfertigung eines Passes nach der Schweiz von Seiten der französischen Konsulate eine Bescheinigung der zuständigen Behörde verlangt, ob der Passbesteller von eingefessenen oder naturalisierten Schweizern stammt. Ist nun sein Vater oder Großvater ein Deutscher oder Oesterreicher gewesen, so erhält sein Pass nicht das notwendige Visum des Konsuls, wodurch also ein Ueberschreiten der Grenzen und ein Aufenthalt in Frankreich unmöglich wird. Ebenso wird in Frankreich selbst verfahren und Schweizer Bürgern, die von Ausländern (Deutschen oder Oesterreichern) abstammen, das Verlassen des Landes nicht gestattet. Nun ist selbstredend in der Schweiz jeder Bürger rechtlich gleichgestellt und eine offizielle Scheidung zwischen „echten“ und „neuen“ Schweizern natürlich unmöglich. Wie verhalten, sind seitens der Regierung die nötigen diplomatischen Schritte unternommen worden, um die Durchführung dieser ungerechten Maßnahmen aus der Welt zu schaffen und einer Scheidung der Schweizer Bürger von ausländischer Seite in ihre rechte und unrechte Schweizer beizeiten einen Riegel vorzuschieben. Denn, man stelle sich vor, wohin das führen sollte, wenn sämtliche Staaten sich entschlossen, nach dem genannten Prinzip zu verfahren, und wenn die Länder des Vierverbandes sämtlichen Schweizer Bürgern deutscher, österreichisch-ungarischer und türkischer Abstammung das Ueberschreiten ihrer Grenzen untersagen würden. Man denke sich nur, welche ein Geschrei entstände, läme etwa Deutschland im Verein mit Oesterreich-Ungarn und der Türkei auf die Idee, diese analoge Scheidung zwischen allein-geseffenen Schweizer Bürgern und ihren naturalisierten Mitbürgern einzuführen!

Der sechzigjährige 1. August, der Nationalfeiertag der Schweizer zur Erinnerung an die Gründung der Eidgenossenschaft im Jahre 1291, fand das Land in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung. Noch sind alle Berichte voll von den Mitteilungen über den Auslauf von den Zeitungen, den Banken und Nahrungsmittelgeschäften. Inzwischen hat das entsetzliche Unheil immer weitere Kreise gezogen und die Schweiz mitten in sich bekämpfende Länder gestellt, das Land selbst aber bis jetzt verschont. Die Schweiz weiß, daß sie wie die Regierungen aller Staaten anerkennen, dies ihrer bis aufs Feinlichste gewährten, unerschütterlichen Neutralität zu verdanken hat; das Volk und seine, nur die Landesinteressen verteidigende Regierung haben kein Opfer gescheut, um dieser Neutralität den Respekt der Völker zu sichern; die Grenzen sind geschützt, und ein kampfbereites und verhältnismäßig ausgezeichnetes Heer steht in Bereitschaft, die Ehre des Landes und die Unabhängigkeit seiner Bewohner gegen jeden zu schützen, der sich nicht scheute, die heiligen Güter anzutasten. Die großen Nachbarvölker wissen dies zu schätzen und anzuerkennen und schätzen ihrerseits das Schweizerland als das Bollwerk und die Ursprungsquelle nationaler Freiheit. In der Schweiz selbst gibt man dem Vaterlande freudig, was ihm gebührt, und wessen es bedarf, und man ist weit entfernt davon, den Ernst der Zeit auch nur in der geringsten Kleinigkeit zu verkennen. Kein Schweizer vermochte, sich in übermüthiger Weise darüber zu freuen, daß die Jugend seines Landes inmitten all dieser Kämpfe verschont bleibt. Doch im Bewußtsein dessen, daß diese Jugend für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes und Freiheit zur Verfügung steht, danken wir dem gütigen Geschick, das die Grenzen unserer Heimat bis jetzt verschonte. Und mit diesem stillen Danke verbinden wir den Willen, unsererseits zur Vürderung all des Gutes beizutragen, mit allem, was in unseren Kräften steht, und so zu helfen, die Schweiz auch im Sinne menschlichen Mitgeföhls und wohlthätigen Handelns gegenseitig-neutral wirken zu lassen.

Vermischtes.

• Das wandernde Roßhaar. Ein junges Mädchen empfand an der Außenseite seiner rechten großen Zehe einen allmählich zunehmenden Schmerz. Als dessen Ursache entdeckte es endlich einen kleinen, keilförmigen, schwarzen Punkt, den es für einen Splinter hielt. Sie lockerte nun mit einer Nadel die Haut darüber so weit, daß sie den „Splinter“ lassen konnte. Zu ihrem größten Erstaunen nahm aber dieser „Splinter“ kein Ende, sondern entpuppte sich als ein 20 Zentimeter langes Roßhaar! — Das Herausziehen war nicht schmerzhaft, es blutete dabei nicht und der Fall war damit erledigt. Der Vater des jungen Mädchens, selbst Arzt, teilt dazu in der „Münch. med. Wochenschr.“ mit, daß seine Tochter als Kind ein Schaafelpferd mit natürlicher Mähne besessen habe. Er vermutet wohl mit Recht, daß sie damals nach Art der Kinder hier und da ein Haar aus dieser Mähne in den Mund genommen und eines von diesen versehenlich verschluckt habe. In langsamer Wanderung ist es dann vom Darm bis in die große Zehe gelangt, ohne die ganzen Jahre hindurch ihr irrendes Wesen zu machen. Solche Wanderungen lebloser Gegenstände im menschlichen Körper kennt die Wissenschaft bisher

nur von Kugeln und von den starren und so viel kürzeren Nadeln! Das Rogghaar als wandernder Körperbewohner ist eine interessante Neubebachtung auf diesem Gebiete.

Die Atemluft in den Unterseebooten. Es ist erklärlich, daß in den engen Unterseebooten, wenn sie längere Zeit unter Wasser gefahren sind, die den Mannschaften zur Verfügung stehende Atmungsluft verbraucht und dafür die Atmosphäre mit der ausgeatmeten Kohlensäure geschwängert ist. Da eine Zuführung frischer Luft von außen und eine Abführung der Kohlensäure nach außen aber unter Wasser völlig unmöglich ist, würden uniere tapferen Matrosen in Erstickenungsgefahr geraten, wenn es nicht gelingen würde, die Sauerstoffzufuhr und die Kohlensäureabgabe zu regeln. Das Ideal wäre erreicht, wenn es ein Mittel gäbe, das beiden Zwecken zugleich diene. Ein solches glaubte man schon lange, bevor es Unterseeboote gab, in einem chemischen Stoff, dem Natriumperoxyd, gefunden zu haben. Dieses gibt, mit Kohlensäure zusammengebracht, Sauerstoff ab, indem es die Kohlensäure verzehrt. Auf diese Weise könnte also ein mit Kohlensäure befezier Atemraum in einen sauerstoffreichen automatisch umgewandelt werden. Aber der Entdecker dieser Eigenschaft des Natriumperoxyds, Prof. Dr. Georg Knäner, konnte, wie er in der „Umschau“ ausführte, alsbald feststellen, daß sich in der Praxis diesem Vorgang Schwierigkeiten entgegenstellen, da die ausgeatmete Kohlensäure nicht ausreicht, das Natriumperoxyd zur Erzeugung von Sauerstoff zu veranlassen. Um daher den Unterseebooten den für die Atmung nötigen Sauerstoff zuzuführen, bedient man sich des in Bomben gefüllten komprimierten Sauerstoffes, von denen man nach Bedürfnis entnimmt. Um die Atemluft aber hygienisch zu gestalten, ist noch die Kohlensäure zu beseitigen. Diese muß durch ein chemisches Mittel absorbiert werden. Dazu dient das Natriumcarbonat. Es wird im Unterseeboot in verteiltem Zustande in Patronen untergebracht, über die die verbrauchte Atemluft durch Ventilatoren getrieben wird. Dabei absorbiert das Natriumcarbonat die Kohlensäure und wandelt sich in kohlensaures Natrium oder Soda um. Auf diese Weise wird die Atmosphäre innerhalb der Unterseeboote dauernd rein gehalten.

Wie die englischen Soldaten ihre Lebensmittel verschwenden. Jeder englische Soldat erhält, wie das „British Medical Journal“ mitteilt, täglich ein Pfund Fleisch. Da dies mehr ist, als er zu seiner Ernährung bedarf, verkauft er sehr oft logisch seine Nation. Aber er verschwendet auch die Lebensmittel, indem er das Ueberflüssige ohne weiteres in die Abfallkisten wirft. Die landwirtschaftlichen Betriebe, die in der Nähe der Lager sind, in denen die Truppen Lord Kitcheners gelibt werden, wissen aus dieser Verschwendung der englischen Soldaten ihren Vorteil zu ziehen. Sie verwenden nämlich die Speiseabfälle zur Ernährung ihres Viehes, besonders der Schweine. Der Redakteur des „British Medical Journal“, der die Nahrungsmittelverhältnisse und die Verschwendungssucht der englischen Soldaten studiert hat, fand in einem Schweinefloschen folgende Nahrungsmittel: ein Stück Käse, das ein halbes Pfund schwer war, ein großes Stück Schinken, viele Brote, Pasteten und Lebensmittel jeder Art. Die Menge der eßbaren Gegenstände, die hier den Schweinen vorgesetzt waren, hätte genügt, einen erwachsenen Menschen für einige Tage mit Nahrung zu versehen! „Es ist eine traurige Ironie“, sagt der Mitarbeiter der Zeitschrift, „daß man beim Militär eine solche unsinnige Verschwendung treibt, während die Ministerien nicht wissen, wie sie der Teuerung der Lebensmittel steuern sollen. Merzte, die lange Zeit in den Armenvierteln Londons oder anderer englischer Großstädte gelebt und das unsägliche Elend der großen Masse dort kennen gelernt haben, sind von dem Gegensatz dieser Verschwendung wie vor den Kopf geschlagen und verlangen allgemein die Abstellung einer so unsinnigen Verschwendung.“

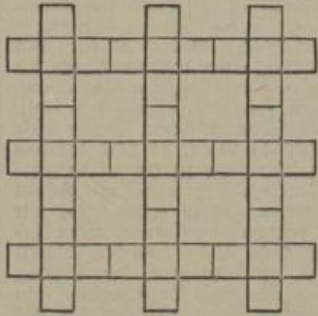
Reinekes Kriegstreuden. Es ist gerade so, als ob er es wüßte, der alte Spitzbube Reineke, daß ihm das Rauben und Gaunern gegenwärtig so leicht und gefahrlos gemacht ist! Wo er sonst bei der Ausübung seines unedlen Gewerbes nach Brigantenart die allergrößte Vorsicht walten und all seine ihm erblich überkommenen Ränke in Schlaueit spielen läßt, zeigt er sich heuer in einer staunenswerten Unbefangenheit. Ganz gegen seine Gewohnheit, so schreibt uns ein Mitarbeiter aus dem Westerwald, kommt er jetzt häufig am hellen lichten Tage aus seinen Schlupfwinkeln in des Waldes tiefsten Gründen hervor, um mit dem pfiffigsten Gesicht durch die Dörfer zu stolzieren und dort das ahnungslose Volk der Hühner und der Gänse mit seiner allzu plötzlichen Anwesenheit zu überraschen. Als ob er es wüßte, der listige Bruder Notrod, daß die Jäger mit dem Schießgewehr fernab weilen und in Gefilden pürschen müssen, wo das Grauen herrscht, das seinen Gedanken an heimliche Fuchsjagden duldet. Zu Duzenden holt er sich daher, unbekümmert um Tag und Stunde, gesiederte Beute von den Pfäfen, so daß er es augenblicklich wahrlich nicht nötig hat, etwa einem törichtchen Haden nachzuwären, ihm durch schmeichlerische Redensarten ein Stückchen Käse absteigig zu machen oder gar sich um hochhängende Trauben zu bemühen, die überdies bekanntlich stets sauer sind. Niemand ist so sehr erklärter Freund von Krieg und Kriegsgeschrei wie die Familie Reineke. Einzig abgesehen davon, daß das eine oder andere ihrer Mitglieder gelegentlich unvorsichtigerweise einmal ins Eisen geht, hat sie nie zuvor so gute Tage geschaut wie in dieser sog. „schweren Zeit“.

Büchertisch.

Allgemeine Ziele der beiden Schriftenfolgen „Weltkultur und Weltpolitik“. Unter diesem Sammeltitel beginnt eine deutsche und österreichische Schriftenfolge zu erscheinen: im Verlag von F. Bruckmann u. G. in München und herausgegeben für Oesterreich vom Wiener Institut für Kulturforschung und für Deutschland von Ernst Jäch. Die beiden ersten Bände veranschaulichen Sinn und Zweck: die österreichische Reihe beginnt mit einer Arbeit des Leimberger Professors Tomaszewski über „Die weltpolitische Bedeutung Galliens“ und die deutsche Reihe mit einer Studie des Freiburg'scher Privatdozenten und Bismarck-Biographen Dr. Valentin über „Belgien und die große Politik der Neuzeit“. Es sind also geschichtliche und politische Schriften, die in den durch den Weltkrieg veranlaßten Fragen der Weltpolitik und Weltkultur Wege und Ziele zeigen sollen. Die alten Begriffe einer Welt Herrschaft nach Englands Willen sind ins Wanken gebracht; neue Aufgaben für eine deutsche Weltpolitik erheben sich und neue Verpflichtungen auch für eine Weltkultur. Da braucht das deutsche Volk ein starkes Rüstzeug, ein Rüstzeug des Wissens und des Willens; das will diese Sammlung „Weltkultur und Weltpolitik“ schaffen: durch Männer der Geschichtsforschung, der Volkswirtschaft und der Politik. Daß diese so notwendige Arbeit gemeinsam von Deutschland und von Oesterreich angefaßt wird, das hat seinen Grund nicht nur in einer gut angelegten Organisierung der geistigen Kräfte, sondern insbesondere auch in der durch den gemeinsamen Krieg geschaffenen Gemeinschaft des politischen Schicksals der beiden Kaiserreiche.

Der Völkerring. Als wir im vergangenen Winter an der Hand endloser Einzelberichte die monatelang sich hinziehenden Kämpfe um die Karpathen-Gebirge und -Täler und in der Bukowina verfolgten, wollte es uns nicht recht glücken, den äußeren und inneren Zusammenhang zu finden in dem Bewirrt von unaussprechbaren, zum Teil auch unauffindbaren Namen. Heft 34 des „Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) bringt uns nun klare, zusammenfassende Darstellungen dieser Kämpfe, die sich besonders um die Duflosene und den Isosfer Paß drehen. Entsprechend dem in den Darstellungen des „Völkerring“ mit Glück angewendeten Plan werden die wichtigsten Abschnitte der Kämpfe dem Leser durch trefflich ausgewählte Einzelschilderungen anschaulich und lebendig gemacht. Der Schluß dieses Heftes und Heft 35 bringen die Kämpfe der Grenzschutztruppen in Ostpreußen und die große Winterschlacht in Masuren. Neben den ausführlichen Darstellungen aus dem Großen Hauptquartier, die bei aller Sachlichkeit und Klarheit doch von soldatischer Frische durchzogen sind, treten Schilderungen von Vorkämpfen, von denen die des Dichters Ernst Wolzogen sich besonders ansprechend lesen. Eine reizvolle Zugabe sind die „Episoden von den russischen Kriegsschauplätzen“, die uns rührende Züge von soldatischer Tapferkeit, List, Kameradschaft und Pingate, aber auch Herrliches von Bräuten und Müttern erzählen. — Bei den glänzenden Taten, die auf dem östlichen Kriegsschauplatz geschehen sind, hat sich das Herz des Volkes für die ruhmreichen Führer erwärmt, die echt deutschen Heldengestalten eines Hindenburg, Mackensen u. a. Mit besonderer Teilnahme liest man deshalb das Kapitel „Von den Fürsten und Heerführern der Verbündeten“ und (in Heft 35) den mit köstlichem Humor ausgestatteten „Besuch bei Hindenburg“. Auch in das russische Hauptquartier dürfen wir einen ziemlich interessanten Blick tun, und der ganze Abschnitt über „die russischen Kriegsschauplätze bis zur Winterschlacht in Masuren“ findet mit der Darstellung der Verwaltung der von den Verbündeten besetzten Teile Russisch-Polens seinen Abschluß. — Die zahlreichen und sehr guten Bilder führen uns Truppen, Kämpfe, welthistorische Szenen und besonders auch die Fürsten und Heerführer vor, deren Namen in aller Munde ist. Uebersichtskarten ergänzen, wie immer, die Darstellungen.

Gitter-Rästel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben
a a a a, d e e e e e e e e e
e e, g, h h, i i i i i, l l l l,
n n n n, s s s, t t t t t, z z

- 1. Einen Baum.
- 2. Beliebten Vogel.
- 3. Eine Redefigur.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rässelsprungs in voriger Nummer:
Wer Reichtum hat und doch davon nicht spendet,
Und ihn auch zum Genießen nicht verwendet,
Der hat ihn gar nicht, gleich dem Strohmännchen nur,
Der Korn bewacht für andre auf der Flur.